

Die Weddas von Ceylon.

Von

Fr. Sarasin.

Vortrag, gehalten an der schweizer. Naturforscherversammlung
in Basel, 7. September 1892.

Die Resultate fast dreijähriger, in Gemeinschaft mit meinem Vetter Paul Sarasin ausgeführter Studien über die Völkerstämme der Insel Ceylon in den Rahmen eines kurzen Vortrags zusammen zu drängen, ist naturgemäss ein Ding der Unmöglichkeit; ich werde mich daher auf einen derselben, die Weddas, beschränken und auch von diesen nur ein völlig skizzenhaftes Bild entwerfen können. Mein Zweck soll es sein, in aller Kürze die Stellung, welche dieser Stamm in kultureller sowohl, als in körperlicher Hinsicht in der Entwicklung des Menschengeschlechtes einnimmt, zu beleuchten.

Gestatten Sie mir, daran zu erinnern, dass Ceylon, wenn wir von mehr zufälligen Elementen absehen, von drei Menschen-Varietäten bewohnt ist, den Singhalesen, Tamilen und Weddas. Die Ersteren bilden weitaus die überwiegende Menge; sie bewohnen dicht gedrängt den ganzen Südwesten der Insel mit Einschluss des Gebirgslandes. Es ist dies dasjenige Gebiet, welches, da es beider Monsunregen, des Südwest- und des Nordostmonsuns, theilhaftig ist, sich der

grössten Fruchtbarkeit erfreut, das Gebiet, welches wegen seiner herrlichen Vegetation von jeher den Ruhm der schönen Insel bildete.

Die Singhalesen selbst sind Einwanderer aus dem östlichen Gangestale, welche sich reichlich mit Wedda-Blut und südindischen Elementen vermischten.

Die Tamilen andererseits, Ankömmlinge dravidischen Stammes aus dem südlichen Indien, an Zahl hinter den Singhalesen weit 'zurücktretend, bevölkern die östliche und nördliche Küste von Ceylon, trockene, unschöne Striche, nur einmal im Jahre einer längeren Regenzeit sich erfreuend und zwar im Herbste, wenn nach der langen Dürre der Nordostmonsun mit ungeheurer Heftigkeit über den Busen von Bengalen daheraust.

Die beiden genannten Stämme, Singhalesen und Tamilen, sind nicht unmittelbare Nachbarn, sondern sie sind durch einen, durchschnittlich 40 bis 50 Kilometer breiten Gürtel zwar nicht unbewohnten, aber doch spärlich bevölkerten Waldlandes von einander getrennt. Kleine, aus wenigen Hütten bestehende Dörfchen singhalesischer oder tamilischer Bauern, Tagesreisen weit von einander entfernt, unterbrechen wohl hie und da die Wildniss, kommen aber nicht in Betracht.

Kann schon in unseren Breiten ein Wald eine Grenze bilden, wie es die Namen: „Ob dem Wald und Nid dem Wald“ zur Genüge andeuten, so ist ein Tropenwald eine noch viel wirksamere Barrière. Schrecknisse aller Art, nicht nur Elephanten und Bären, sondern auch die überall lauende Malaria, wozu noch die intensive Furcht aller Inder vor den im Walde hausenden Dämonen hinzukommt, machten diesen Gürtel, so lange die neuen englischen Hochstrassen fehlten, zu einer gerne respektirten Grenze.

In diesem Waldgebiete, welches zwei Kulturvölker und damit zwei Sprachen und zwei Religionen scheidet, haben sich bis auf den heutigen Tag einige spärliche Reste der Ureinwohner der Insel, der Weddas, erhalten, eines Stammes, welcher Ceylon schon innegehabt hat, als noch keines ihrer heutigen Nachbarvölker seinen Fuss auf die Insel gesetzt hatte.

Das heutige Wedda-Gebiet ist derjenige Teil des Waldgürtels, welcher vom Ostabhang des ceylonesischen Centralgebirges nach der Ostküste hinzieht. Dieses Gebiet ist nicht als eine einförmige Ebene zu denken, indem zahlreiche, aus Gneiss bestehende Gebirgsrücken darüber hinlaufen, welche teils Ausstrahlungen des Centralgebirges darstellen, teils auch sich sternförmig zu neuen, kleineren Centren zusammenschliessen. Auch der Wald, der dieses Gebiet bedeckt, ist nicht als ein ununterbrochener Hochwald aufzufassen, sondern er ist reichlich von grösseren und kleineren Grasflächen durchsetzt. Durch die Kombination der waldigen Bergrücken, aus denen mächtige Gneissfluhlen schroff emporragen, mit Grasflächen, abwechselnd mit Waldkomplexen und einzelnen Baumgruppen, in den dazwischen liegenden breiten Gesenken, entsteht eine überaus romantische Parklandschaft.

In diesen Gebirgsrücken und Grasflächen nomadisierend sind heute noch diejenigen Weddas zu finden, welche uns am reinsten in ihrem Körperbau und in ihrer Kultur ein Bild von dem geben, was der Wedda in früherer Zeit war und zugleich auch, was die ganze Menschheit war, bevor ihre höhere Kulturentwicklung begann. Wir nennen diese „Naturweddas“ und unterscheiden von ihnen als „Kulturweddas“ diejenigen, welche von den Nachbarstämmen oder auch aus der Hand der englischen Kolonialregierung die Kunst des

Ackerbaues, wenn auch in seiner primitivsten Form, zu betreiben und damit eine mehr sesshafte Lebensweise zu führen gelernt haben.

Die Zahl der Letzteren ist die weit überwiegende. Der Census von Ceylon schätzt 1881 die Gesamtzahl der Weddas auf 2000; möglich, dass dies um ein kleines zu niedrig ist, aber 3000 dürfte jedenfalls die obere Grenze sein. Von diesen nun sind nach unserer Meinung mindestens elf Zwölftteile Kulturweddas geworden, manche erst in allerneuester Zeit und öfters nicht ohne Widerwillen, aber von der Regierung genötigt, und nur ein verschwindender Rest ist den Traditionen der Väter treu geblieben.

Es ist selbstverständlich, dass mit der Ansiedelung die fremden Einflüsse in verstärktem Maasse eindringen. Vermischung mit den civilisirteren Nachbarn, im Innern mit singhalesischen Bauern, gegen die Ostküste hin, längs welcher sich eine grössere Zahl von Wedda-Ansiedelungen findet, mit Tamilen, verändern Anschauungen und Körperbau. Zum Studium der Anatomie sowohl, als der Kultur, müssen wir uns daher zu den Natur-Weddas wenden und denen, welche es bis vor kurzer Zeit waren; die Andern werden in diesem Vortrage nur gelegentlich berührt werden.

Wir beginnen mit der Schilderung der Lebensweise und des Charakters der Weddas und bemerken, dass dieselbe nicht nur auf unseren eigenen Beobachtungen beruht, sondern dass auch die ganze reiche Literatur aus älterer und neuerer Zeit mit hineingearbeitet worden ist. Es dürfte daher die nachfolgende Darstellung der Wahrheit nahe kommen.

Der Natur-Wedda ist ein Nomade. Bestimmend für seinen Aufenthalt ist vornehmlich die Nahrung, da er nicht wie der Ackerbauer sein gesichertes Einkommen

hat. Wenn während der Regenzeit das Wild aus den überschwemmten Niederungen nach den Höhen zieht, folgt ihm der Wedda nach; er folgt ihm wieder, wenn nach Beendigung der Regen das frische Gras Hirsch und Moschustier in die Ebene lockt. So muss er mehrmals im Jahre seine Wohnung wechseln; doch giebt es ja Höhlen genug, Felsenhäuser in der Wedda-Sprache, die ihn mit seiner Familie beherbergen können. Auch verschmäht er es nicht, im Freien zu kampiren, dürre Zweige um sich herumlegend, um durch ihr Rascheln auf das Herannahen von Raubtieren, Büffeln und Elephanten, aufmerksam zu werden, oder selbst auf Bäumen zu schlafen.

Zuweilen errichtet er auch gegen den Regen eine Schutzhütte, welche genau so aussieht, wie die, unter denen unsere Steinklopfer an den Wegen arbeiten. Eine eigentliche, aus vier Wänden und einem Dache bestehende Hütte kennt er nicht; sie findet sich erst bei Kultur-Weddas und ist eine fremde Erfindung.

Die Kleidung ist denkbar einfach. Eine Schnur um die Lenden und daran ein kleines, von den Nachbarn eingetaushtes Stück Tuch hängend; gelegentlich, und dies ist natürlich das ursprünglichere, bekleidet er sich mit Baumzweigen, welche unter eine um den Leib gebundene Schlingpflanze gesteckt werden. Zuweilen wird auch aus dem Baste der *Antiaris innoxia* eine Art Schürze durch Klopfen mit Steinen hergestellt.

Schmuck fehlt zuweilen ganz; doch sieht man öfters die Ohren roh mit Dornen durchbohrt. Die Frauen lieben etwa auch ein Halsbändchen von Glasperlen, doch findet man niemals die Ueberladung mit Schmuck, in welcher sich höhere Kulturen gefallen.

Die Nahrung ist vorwiegend animalisch. Zu ihren Jagdtieren gehören Hirsche, Affen, Schweine und andere

Säugetiere, mehrere Vögel, die grosse Waraneidechse und Fische. Sehr reichlich geniessen sie Honig, der überall im Walde zu finden ist; sie würzen damit an Stelle des Salzes, das ihnen fehlt, das Fleisch.

Daneben enthält ihr Speisezettel eine grosse Menge von Vegetabilien, Wurzeln, welche die Frauen mit langen, spitzen Stöcken aus der Erde graben, Rinde verschiedener Bäume, zahlreiche Blätter und Früchte und endlich faules Holz, welches sie wiederum mit Honig vermischen.

Berausende Getränke kennen sie nicht, und als ein Zeichen, wie abgeschlossen einzelne Weddas leben, mag dienen, dass eine Kokosnuss uns einmal als etwas unbekanntes zurückgewiesen wurde, während doch die Kokospalme der wichtigste Baum ist, den die zivilisirteren Bewohner Ceylon's besitzen.

Als Jagdgeräte dienen Bogen, Pfeil und Axt. Die eiserne Klinge der beiden letzteren tauschen die Weddas von den Singhalesen ein. Dieser Tauschhandel, welcher früher im Dunkel der Nacht vor sich gieng, so zwar, dass die Weddas vor die Hütte eines singhalesischen Dorfschmiedes die zerbrochene Klinge und ein Stück Fleisch oder Honig als Arbeitslohn hinlegten und in der nächsten Nacht ebenso geheimnissvoll das Gewünschte abholten, scheint jetzt in der Regel einem offeneren Verkehr Platz gemacht zu haben.

Schwert, Messer und Lanze fehlen, ebenso Fallen und Schlingen; dagegen haben die Weddas von den Singhalesen gelernt, Fische mit einer Wurzel zu vergiften.

Um nun gleich die weiteren Geräte eines Naturwedda-Haushaltes zu erwähnen, so ist das wichtigste der aus zwei Hölzern bestehende Feuerbohrer, mit welchem sie in einigen Minuten ein Feuer zu Stande bringen. Nie werden wir das Entsetzen vergessen, welches einen Wedda erfasste, als einer von uns, ohne an etwas Böses

zu denken, ein schwedisches Streichholz anzündete. Beide Hände gegen die Zauberschachtel vorgestreckt, wich er heulend zurück. Ahnte er vielleicht in dieser blitzartigen Flamme das Herannahen einer neuen Zeit, in welcher für altmodische Gestalten wie seinesgleichen kein Raum mehr bleibt?

Thongeschirre können viele Weddas noch nicht herstellen, andere in sehr roher Form. Als Surrogat dienen gelegentlich Schildkrötenschalen.

Dazu kommen noch einige aus Bast gedrehte Seile, etwa auch kleine Säcke und von Haustieren sehr oft der Hund; damit haben wir das Eigentum einer Naturwedda-Familie aufgezählt.

Die Kenntnisse der Weddas sind naturgemäss gering; drei ist für Viele schon eine unzählbare Zahl. Beobachtungen am gestirnten Himmel, wie man sie etwa bei Naturvölkern findet, scheinen ganz zu fehlen. Von Musik ist etwas Gesang vorhanden, mit welchem sie ihre Tänze rhythmisch begleiten, während Musikinstrumente jeder Art, selbst die sonst kaum wo mangelnde Trommel, ihnen unbekannt sind.

Die Sprache der Weddas ist merkwürdigerweise die singhalesische, wenn auch, wie es scheint, mit Resten einer eigenen vermischt und mit eigenartiger Betonung ausgesprochen. Es ist nicht leicht zu verstehen, wie die Uebertragung der Sprache von den indischen Eroberern auf die Urbewohner stattgefunden hat und hier auch nicht der Ort, darüber Hypothesen aufzustellen; es sei nur erwähnt, dass es nicht an Beispielen für ähnliche Prozesse fehlt.

Wir kommen nun zu den viel schwierigeren Verhältnissen von Ehe, Staat, Religion und Charakter.

Von der Ehe ist sicher, dass sie streng monogam ist. Die Zeremonien der Eheschliessung sind soviel wie

null, und dennoch scheint ein solches Bündniss kaum je geschieden zu werden. Eine merkwürdige Erscheinung: Zu beiden Seiten der Weddas Völker, denen eine äusserst lose Behandlung der Ehe eigen ist, welche Polygynie und Polyandrie in gleicher Weise anerkennen und zwischen beiden in der Wildniss ein kleiner Urstamm mit monogamer Ehe. Es scheint uns dies die Ansichten jener Rechtsphilosophen zu widerlegen, welche communistische Zustände als das Ursprüngliche ansehen, woraus sich die Monogamie auf mancherlei Umwegen entwickelt habe. Sie giengen bei dieser Betrachtung hauptsächlich von den Australiern aus, denen ein ausserordentlich komplizirtes kommunistisches System zukommt.

Allein dieser Ausgangspunkt ist unrichtig. Wir werden in unserer definitiven Arbeit zu zeigen versuchen, dass die Australier ein höher stehender Stamm als die Weddas sind und dass sie mit den dravidischen Völkern Süd-Indiens zusammenhängen. Wir hatten die Uebereinstimmung der beiden Formen im Skelett schon erkannt, als uns die Literatur zeigte, dass auch die australische Sprache nach Süd-Indien zweifellos hindeutet.

Wir halten daher Monogamie für das ursprünglich menschliche, aus welchem sich erst später Kommunismus, Polygynie, Polyandrie etc. entwickelten, bis endlich die höchsten Völker wieder zur Monogamie zurückkehrten.

Die Vererbung des geringen Eigentums geht beim Wedda vom Vater auf den Sohn, wir haben also Vaterrecht.

Dass wir nach dem, was vorausgegangen, bei den Weddas kein ausgebildetes Staatssystem erwarten können, ist selbstverständlich; doch sind auch hiezu die ersten Anfänge vorhanden. Im engeren Familienkreise hat der Aelteste oder Angesehenste eine gewisse Autorität;

ebenso scheint, wo eine grössere Zahl von Weddas bei einander leben, Einer sich eines patriarchalischen Ansehens zu erfreuen und bei gewissen Zwistigkeiten als Schiedsrichter zu dienen. Einmal sahen wir auch eine alte Frau diese Stellung einnehmen. Eine Anzahl in demselben Distrikte lebender Familien bilden mit einander einen Stamm, eine sogenannte Waruge, aber ohne die Bedeutung der australischen Totems. Kasten fehlen durchaus.

Jede Familie und jeder Stamm hat auf gewisse Jagdgründe ein eigentümliches Recht, dessen Verletzung, die freilich ausserordentlich selten vorkommt, blutige Folgen haben kann.

Krieg aber im Sinne von Ueberfall und Wegnahme fremden Besitzes kommt nicht vor, indem der Wedda durchaus friedliebend ist. Auch Diebstahl findet sich erst bei Kulturweddas, wenn auch da noch selten.

Ebenso wenig sind Reisende Gewalttaten ausgesetzt, und der einzige Anlass, in welchem, ausser den berührten Streitigkeiten um die Grenzen seines Jagdgebietes, der Wedda regelmässig zum Bogen greift, ist die Verletzung seiner Ehe. In solchem Falle schiesst er seinen Nebenbuhler nieder, und es wird dies von den Anderen als sein gutes Recht anerkannt.

Die Leiche blieb früher einfach liegen, höchstens wurde sie mit Blättern zugedeckt, und der Ort, wo einer starb, wurde verlassen. Heutzutage sorgt die Regierung durch singhalesische Vorgesetzte, welche sie über die Weddadistrikte stellte, dafür, dass die Todten begraben werden.

Kannibalismus ist bei den Weddas niemals beobachtet worden. Auch dieser stellt sich erst mit höherer Kultur ein, indem zweifellos, abgesehen von Fällen von Nahrungsmangel, Vorstellungen eines Ueberganges von

Kräften aus dem zu verspeisenden Körper in den Speisenden Veranlassung zu dieser Unsitte wurden.

Am Allerschwierigsten ist es, über die religiösen Ideen der Weddas sich einen klaren Begriff zu machen. Auf die meisten in dieser Richtung gestellten Fragen schaut der Wedda ruhig vor sich hin und giebt zur Antwort, darüber habe er sich noch nie besonnen. Dazu kommt, dass fremde religiöse Einflüsse, brahmanische, buddhistische und christliche an vielen Orten eingesickert sind und die Beantwortung der Frage, was ursprünglich die Anschauung der Weddas gewesen ist, so sehr erschweren.

Unsere Studien an den isolirtesten Gliedern des Stammes und eine sorgfältige Analyse der Literatur lassen es als fast sicher erscheinen, dass die Weddas bloß eine unbestimmte Vorstellung besitzen, dass die Todten zu Geistern werden, welche Jakkas heissen, und dass diese auf die Lebenden von Einfluss sein können. Bestimmte Gottheiten scheinen dagegen zu fehlen; wo solche genannt werden, lassen sie sich meist leicht auf den so reichen indischen Götterhimmel zurückführen. Diese Jakkas werden zuweilen um Schutz angerufen, und namentlich sind wir geneigt, einen wilden Tanz um einen in die Erde gesteckten Pfeil, den wir mehrmals beobachteten, mit diesem Geisterglauben in Verbindung zu bringen. Vielleicht dient er dazu, die Geister der Abgeschiedenen für die Jagd günstig zu stimmen oder ihnen für glücklichen Erfolg Dank zu sagen.

Ein eigentlicher, geregelter Ahnenkult hat sich indessen nicht entwickelt; auch überliessen uns die Weddas ohne einen Moment des Besinnens die Knochen ihrer Angehörigen, deren Gräber sie uns stets gerne zeigten.

Todesfurcht kennt der Wedda nicht, wie man aus mehreren sicher verbürgten Fällen weiss. So berichtet

ein englischer Offizier, dass er auf der Jagd einen Wedda getroffen habe, welchem ein wilder Büffel mit seinem Horn den Leib aufgerissen hatte, und schildert, wie der furchtbar verwundete Wedda mit keinem Worte seinem Schmerze Ausdruck gab und ruhig dem Tode entgegensah.

Eine Schilderung der Weddas würde höchst unvollständig sein, wollten wir nicht noch seiner vollkommenen Wahrheitsliebe gedenken. Ein ächter Wedda lügt nicht. Es ist dies ein Satz, den wir nicht mit dieser Sicherheit aussprechen würden, wenn nicht gerade die zuverlässigsten Beobachter hierin übereinstimmten.

Wiederum ein merkwürdiger Fall: Links und rechts indische Stämme, die das Lügen zu einer wahren Kunst ausgebildet haben, und der Wilde sagt die Wahrheit. Es sei gestattet, hier zu bemerken, dass dieselbe Erscheinung ähnlich auf dem indischen Kontinente wiederkehrt.

Ebenso charakteristisch ist die Zufriedenheit des Wedda mit seinem rauhen Leben. Ein Missionar, welcher einen jungen verwaisten Burschen mit sich nehmen wollte, erhielt zur Antwort: Wenn ich hungrig bin, so kaue ich Baumrinde und grabe mir Wurzeln aus, wenn's mich friert, so zünde ich ein Feuer an und wärme mich, ich brauche kein Wissen und kein Geld, gieb mir nur eine Axt, und ich bin zufrieden.

Mit dieser zufriedenen Zurückgezogenheit in seine einsamen Wälder und Felsen verbindet sich eine starke Freiheitsliebe und mit der Friedfertigkeit eine Scheu vor Fremden, so dass es oft schwer hält, mit ihm in Verbindung zu treten. Dabei ist der Wedda stolz, und namentlich verträgt er es nicht, ausgelacht zu werden. Darum muss man auch, wenn man mit Weddas zusammenkommt, die singhalesischen Begleiter womöglich entfernen, weil diese im Gefühl grösster Ueberlegenheit

auf die harmlosen Waldmenschen herabsehen und durch ihr Gelächter leicht Anlass zu ernsthaften Konflikten geben können.

Wenn wir das Gesagte überblicken, so ist es sicherlich ein merkwürdiges Bild, das sich uns darbietet: In den Urwäldern versteckt ein Trümmer eines Volkes, auf tiefster Stufe menschlichen Wissens und Könnens, aber in dem, was wir Ritterlichkeit und Moral nennen, ihre höheren Nachbarn weit überholend.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die äussere Erscheinung der Weddas und auf den Bau ihres Skelettes.

Das Aussehen der Weddas ist ausserordentlich fremdartig, so dass sie von den Nachbarstämmen auf den ersten Blick sich unterscheiden lassen.

Es sind kleine Gestalten, die Männer reinen Blutès etwa 1530 mm hoch, die Frauen um einen Decimeter kleiner. Diesen Maassen nach gehören die Weddas zu den kleinen Menschenformen, wenn auch nicht zu den allerkleinsten, indem sowohl die Andamanesen und die Negritos der Philippinen, als die Buschleute und Akkas in Afrika noch kleinere Statur aufweisen. Es ist daher der Name eines Zwergvolkes, der gelegentlich den Weddas gegeben wird, nicht eigentlich gerechtfertigt.

Dabei ist der Körper der Weddas, wenigstens die Brust, kräftig gebaut, die Arme und Beine sind dagegen lang und dünn und die Waden ganz fehlend. Nach unseren Messungen am Lebenden sind die Arme relativ um etwas mehr als 3 cm länger als bei uns.

Die Hautfarbe ist sehr variabel; auch lassen sich mehrere lokale Untervarietäten mit verschieden tiefer Pigmentierung erkennen. Vorherrschend sind dunkel- und trüb chokoladen braune Töne. Brust und Bauch sind stets deutlich dunkler gefärbt als das Gesicht. Wie

Deschamps von den Weddas erfuh, sind die neugeborenen Kinder heller und dunkeln dann sehr rasch nach. Wir haben dasselbe im Spital von Colombo bei Singhalesen beobachtet. Neugeborene unterschieden sich kaum in der Farbe von europäischen Kindern, aber schon nach den ersten 8 bis 14 Tagen waren sie so stark nachgedunkelt, dass sie ihren Eltern völlig glichen.

Die Farbe der Wedda-Augen ist dunkelbraun, die des Haares stets schwarz.

Das Haar selbst ist von welliger Beschaffenheit und umwallt ausserordentlich üppig den Kopf; der Bartwuchs ist dagegen beim ächten Wedda spärlich und besteht blos aus einem Bocksbart am Kinn und etwas Schnurrbart, die Augen sind öfters unter dem Superciliarschirm verborgen, und höchst typisch ist die breite, zwischen den Augen tief eingesattelte und nur wenig sich erhebende Nase. .

Wir wenden uns nun zum Skelett. Im Ganzen haben wir 42 Schädel und 12 Skelette von Weddas gesammelt, so dass unsere Untersuchung auf ziemlich breiter Basis ausgeführt werden konnte. Als Untersuchungsmethode benutzten wir einmal direkte Messungen und andererseits die Aufnahme von Schädelkurven mittelst des Rieger'schen Kraniographen. Dieser letztere Weg ist zwar ein ausserordentlich mühsamer, aber man gewinnt auf diese Weise am besten einen Einblick in den charakteristischen Aufbau der Schädelkapsel.

Zur Darstellung der Schädel wählten wir die Photographie, direkt in Heliogravüre (Kupferdruck) übertragen. Um die mit der Photographie nach geometrisch optischen Gesetzen nothwendig verbundenen Verzerrungen auf ein zu vernachlässigendes Minimum zu reduzieren, nahmen wir mittelst einer Linse sehr grosser Brennweite die Schädel in zehnfacher Verkleinerung auf und ver-

grösserten sie nachher auf die halbe natürliche Grösse. Für eine Aufzählung der mancherlei Umwege, welche uns Monate Arbeit kosteten, ist hier nicht der Ort; es sei nur erwähnt, dass die auf diese Weise erhaltenen Schädelbilder so minimale Abweichungen von den natürlichen Verhältnissen zeigen, dass die wichtigsten Maasse daran wie am natürlichen Objekte genommen werden können.

Die Schädel sowohl, als die übrigen Skelettknochen der Weddas fallen zunächst durch die Zartheit und Eleganz ihrer Formen auf, eine Eigenschaft, welche nach Virchow einer ganzen Reihe wilder Stämme der östlichen Inselwelt zukommt. Am Schädel zeigt sich dies schon daran, dass er durchschnittlich um etwa 200 Gramm leichter als der europäische ist.

Dabei sind die Schädel sehr klein. Die Capacität der Schädelkapsel beträgt bei den Männern, mit Einschluss der Mischlinge, 1280 cm^3 , während wir für die reinen Formen höchstens 1250 annehmen können. Die Capacität der Frauen bleibt um etwa 140 cm^3 hinter der männlichen zurück.

Damit gehören die Weddas zweifellos zu den mit kleinster Schädelcapacität versehenen Menschen, und es deckt sich dieses Ergebniss auch ganz wohl mit ihrer niederen Kultur. Sehr nahe kommen ihnen hierin die wollhaarigen Bewohner der Andamanen, während Buschleute und Australier schon etwas höher stehen.

Wenn wir für den nord- und mitteleuropäischen Mann 1500 als Durchschnittscapacität annehmen, so bleibt der ächte Wedda im Mittel um 250 cm^3 dahinter zurück.

Diese Differenz ist recht erheblich; doch bleibt es immerhin wunderbar genug, was mit diesem Ueberschuss von einem Viertel Liter Gehirnmasse erreicht worden ist.

Leider müssen wir zugeben, dass die moralischen Eigenschaften nicht in gleichem Maasse wie das Wissen und technische Können sich weiter vervollkommen haben. Man kann sich vielmehr dem Gedanken nicht verschliessen, dass die Vergrösserung des Gehirns wesentlich als eine Waffe und zwar als das furchtbarste aller Rüstzeuge, erworben worden ist.

Der Form nach ist der Wedda-Schädel sehr lang und schmal, also stark dolichocephal. Unter allen unseren Schädeln hat sich kein einziger Brachycephalus gefunden. Die Seitenwände der Schädelkapsel streben über der Schädelbasis ziemlich steil in die Höhe, und der Scheitel ist leicht dachförmig abgeplattet.

Das Stirnbein ist in der Regel beim Manne leicht fliehend und die Superciliarbogen oft kräftig ausgebildet. Bei der Frau sind alle Formen mehr gerundet, wie sich überhaupt bei der Wedda-Frau schon sämtliche Eigenschaften zeigen, durch welche der weibliche europäische Schädel vom männlichen sich unterscheidet.

Ueber das Schläfenbein ist zu bemerken, dass der obere Rand der Schuppe selten hochgewölbt, sondern meist nur leicht gekrümmt oder fast gerade erscheint. Ferner haben wir jene viel besprochene Verbindung des Schläfenbeins mit dem Stirnbein durch einen eigenen Fortsatz, den Processus frontalis, welcher bei etwa $1\frac{1}{2}$ Prozenten europäischer Schädel sich findet, bei ungefähr 10 Prozenten unserer Wedda-Schädel konstatiren können. Es ist dies zweifellos ein niederes anatomisches Merkmal, da es in seiner grössten Häufigkeit den Anthropoiden zukommt.

Der Gesichtsschädel als Ganzes ist in der Regel von mässiger Breite und Höhe, zwischen den Extremen der Schmal- und Breitgesichtigkeit in der Mitte stehend. Das Auffallendste darin ist die Grösse der Augenhöhlen,

welche schon dadurch so sehr imponirend vortreten, dass sie nahe bei einander stehen, weil die Interorbitalbreite gering ist.

Merkwürdig ist ferner, wie weit der Nasenteil des Stirnbeins zwischen den beiden Augenhöhlen herabreicht, so dass die Stirn-Nasenbein-Sutur zuweilen fast in der Mitte der Augenhöhlenhöhe liegt, während sie sonst viel weiter hinaufzugreifen pflegt.

Damit geht Hand in Hand, dass das Stirnbein in ausgedehnterem Maasse als bei uns am Aufbau der inneren Augenhöhlenwand sich beteiligt. Zugleich ist die Lamina papyracea des Siebbeines um etwas mehr als 2 mm schmaler als im europäischen Auge. Diese beiden letzteren Eigenschaften sehen wir ebenfalls als Merkmale tieferen anatomischen Baues an.

Der Nasenrücken erhebt sich lange nicht so stark wie beim Europäer, und die beiden Nasenbeine richten sich gegen einander weit weniger auf als bei uns; im Profil bilden sie miteinander einen nach vorne leicht concaven Bogen.

Der Flachheit der Nase an Lebenden haben wir schon gedacht. Palingenetisch wiederholt sich diese Erscheinung unserer Ansicht nach beim europäischen Kinde, bei welchem die Nase bekanntlich ebenfalls durch ihre flache Gestalt sich auszeichnet, während der Nasenrücken erst in späteren Jahren sich erhebt.

Die Choanen sind am Wedda-Schädel durchschnittlich um einen halben Centimeter niedriger als beim Europäer.

Während so eine Reihe von Merkmalen am Schädel — wir könnten sie, wenn die Zeit reichte, noch vermehren — dem Wedda gegenüber dem Europäer eine entschieden tiefere Stellung anweisen, ist nun ein Moment zu erwähnen, welches in vollkommenem Widerspruche damit zu stehen scheint, nämlich die Orthognathie des

Kiefers. Wohl stehen die Schneidezähne meist schief in ihren Alveolen, aber der ganze Kiefer ist nicht wie beim Neger, oder gar wie bei den Anthropoiden, vorgeschoben, sondern ganz ähnlich wie beim Europäer gebaut, während wir zu unserer nicht geringen Verwunderung fanden, dass die Kulturstämme, welche die Weddas umgeben, stärker vorspringende, also pithekoidere Kiefer besitzen.

Diese Schwierigkeit wäre kaum zu erklären gewesen, wenn wir nicht in der Literatur gefunden hätten, dass ganz dieselbe Erscheinung im Kreise der wollhaarigen Menschenvarietäten wiederkehrt. Zu den tiefsten wollhaarigen oder ulotrichen Stämmen gehören zweifellos die Andamanesen und die Buschmänner, und gerade diese sind durch weit weniger vorspringende Kiefer ausgezeichnet, als die sonst anatomisch entschieden höher stehenden Neger Afrikas und die Melanesier der östlichen Inseln. Die Buschmänner sind vielmehr orthognath wie die Europäer, die Andamanesen mesognath.

Daraus glauben wir folgern zu müssen, dass die Prognathie der Neger und Melanesier und ebenso das stärkere Vorspringen der Kiefer bei einer Anzahl von wellighaarigen und straffhaarigen Formen als ein sekundärer Erwerb anzusehen ist, welchem bereits orthognathe Stadien vorausgegangen waren, und dass endlich tertiär von den höchsten Varietäten, zu welchen die Europäer zu rechnen sind, Orthognathie auf's Neue erreicht worden ist.

Dabei ist selbstverständlich, dass wir vom Wedda nach abwärts wiederum prognathe Formen werden zu erwarten haben; aber es scheint eben schon auf sehr früher Stufe der Menschheit Orthognathie erreicht worden zu sein, um später wieder zu verschwinden.

Es sei uns erlaubt, beizufügen, dass, wenn diese Hypothese richtig ist, eine grosse Schwierigkeit aus der Anthropologie entfernt wird, indem man naturgemäss immer glaubte, Prognathie, wo man sie beim Menschen fand, als ein besonders tierisches Merkmal ansehen zu sollen, wobei sich aber dann fast immer herausstellte, dass mit prognathem Kieferbau eine relativ hohe Schädelcapacität Hand in Hand gieng.

Eine grosse Reihe wichtiger Unterschiede des Wedda vom Europäer haben sich auch am übrigen Skelett ergeben; wir möchten hier nur auf einige wenige aufmerksam machen und beginnen mit der Beschaffenheit der Lendenwirbelsäule.

Es ist das Verdienst von Cunningham und Turner, zuerst auf eine Differenz in der Beschaffenheit der knöchernen Lendenwirbelsäule zwischen dem Europäer einerseits und einer Anzahl dunkelhäutiger Stämme und den Anthropoiden andererseits, die Aufmerksamkeit gelenkt zu haben.

Wenn man nämlich beim Europäer die fünf Lendenwirbel mit ihren Flächen aufeinanderlegt, so bilden sie miteinander einen nach vorne convexen Bogen, entsprechend der Convexität der Lendensäule am Lebenden. Ganz anders ist es bei den Anthropoiden. Hier wird die Kurve, welche die fünf letzten freien Wirbel der Wirbelsäule bilden, nach vorne deutlich concav. Ebenso ist es, wenn auch nicht so stark, bei einer ganzen Anzahl von niedrigen Stämmen, wie die genannten Autoren konstatierten. Wir fanden diese Beobachtung bei den Weddas vollkommen bestätigt.

Es ist gewiss, dass am Lebenden die Zwischenwirbelscheiben kompensirend eintreten, um dennoch die Lendenkurve nach vorne convex zu gestalten; aber es ist aus Gründen, welche hier auseinanderzusetzen die

Zeit nicht reicht, mehr als wahrscheinlich, dass diese Convexität nicht so stark ist als bei uns. Aber selbst, wenn mit Hilfe der Zwischenscheiben im Leben genau dieselbe Kurve erzielt werden sollte, würde der Unterschied doch bestehen bleiben, dass die knöchernen Wirbelkörper der Weddas und gewisser anderer tiefer Stämme eine andere Form als die der Europäer besitzen, was in jedem Falle als eine tiefe anatomische Differenz betrachtet werden muss.

Es ist interessant, dass die Lendenkurve europäischer Kinder schwächer nach vorne convex ist als diejenige Erwachsener und somit den dauernden Zustand niederer Stämme zu wiederholen scheint.

Das Becken des Wedda unterscheidet sich vom europäischen durch grössere relative Höhe und Schmalheit, ein Charakter, der auch beim europäischen Kinde wiederkehrt.

Am Schulterblatt ist die schiefere Richtung der Spina scapulæ gegen den Vertebralrand hervorzuheben und die dem Europäer gegenüber relativ stärkere Ausbildung der Fossa supraspinata, beides wichtige phylogenetische Merkmale.

Von den Armen ist schon ihre Länge bei der kurzen Schilderung des Lebenden betont worden. Wichtiger ist das Verhältnis vom Unter- zum Oberarm, indem der erstere, der Unterarm, verhältnissmässig bedeutend länger ist als bei uns. Wenn man beim europäischen Manne die Länge des Oberarmknochens = 100 setzt, so erhält man für die des Radius die Ziffer 73, beim Wedda-Mann dagegen fast 80, beim Schimpanse 90–94. Diese starke Entwicklung des Vorderarmes ist entschieden ein Charakter von Inferiorität, und es ist höchst bedeutsam, dass derselbe beim europäischen Fötus und

Kinde wiederkehrt, um erst später den definitiven Verhältnissen Platz zu machen.

Dasselbe wiederholt sich an den Unterextremitäten, wo ebenfalls der distale Abschnitt, die Tibia, beim Wedda im Verhältnis zum Femur stärker entwickelt ist als beim erwachsenen Europäer.

Ueber den Oberarmknochen haben wir noch zu bemerken, dass die Axen der beiden Gelenkenden, des oberen und des unteren, beim Wedda einen ganz anderen Winkel mit einander bilden als beim Europäer. Bei Letzterem beträgt er nach Gegenbaur's Messungen, die wir bestätigt haben, nur 12° , so dass die Axen fast parallel sind, bei einem Schimpanse fanden wir etwa 47° , beim Wedda durchschnittlich 31° , so dass bei ihm die Axen der beiden Oberarmenden eine ganz andere Stellung zu einander einnehmen als bei uns.

Der grosse Winkel zwischen den beiden Axen wiederholt sich beim europäischen Fötus und Kinde, indem Gegenbaur bei Embryonen und Neugeborenen Winkel von über 40° nachweisen konnte. Auch hierin repräsentiren also die europäischen Jugendstadien den dauernden Zustand niederer Varietäten.

Die Durchbohrung der Olekranongrube des Oberarmes, häufig beim Gorilla und beim Orang, haben wir bei 58 Prozenten unserer Wedda-Oberarme gesehen, während bei den heutigen Europäern 4 bis 5 Prozente den Autoren nach die Regel bilden.

Am Oberschenkel und Schienbein ist noch ihre nach vorne ausgebogene Gestalt und an letzterem die stark seitlich komprimierte Form, die sogenannte *Platyknemie*, als Unterschiede von den europäischen Knochen hervorzuheben.

Höchst eigentümliche Strukturverhältnisse haben sich am Fuss skelett gefunden. Einmal ist grössere Flachheit des ganzen Fusses zu erwähnen, eine Tatsache, die von einigen Beobachtern schon am Fusse der lebenden Weddas gesehen worden ist. Dann aber zeigt sich, was vergleichend anatomisch wichtiger ist, am Fuss skelett eine merkliche relative Verkürzung und Verschmälerung der Fusswurzel gegenüber dem europäischen Fusse. Wenn man beim Europäer die Länge des zweiten Metatarsus = 100 setzt, so erhält man nach unseren Messungen für die Länge der Fusswurzel die Zahl 163, beim Wedda 152, beim Gorilla 145, beim Schimpanse 113, so dass eine successive Verkürzung der Fusswurzel konstatirbar wird, und ähnlich verhält es sich mit den Breitereverhältnissen.

Endlich glauben wir zu bemerken, dass die erste Zehe beim Wedda weiter von den anderen absteht als bei uns, und dass die vier letzten Metatarsen mehr gegen den ersten hingedreht sind als am europäischen Fusse.

Gestatten Sie mir zum Schlusse, nachdem in der vorausgegangenen, flüchtigen Uebersicht eine Reihe bedeutsamer anatomischer Unterschiede zwischen den Weddas und uns selbst berührt worden sind, kurz einen Ausblick nach Volksstämmen zu versuchen, welche auf ähnlicher Stufe wie die Urbewohner Ceylon's stehen. Als nächste Blutsverwandte der Weddas haben wir eine Reihe zersprengter, kleiner Stämme anzusehen — auf die Namen kommt hier nichts an — welche in den Gebirgen und Waldwüsten des südlichen Indiens sich, ähnlich wie die Weddas in Ceylon, erhalten haben. Diese stimmen in ihrem Körperbau, soweit sich aus den spärlichen Mittheilungen schliessen lässt, mit den Weddas überein und besitzen wie diese welliges oder, wie wir es nennen, „cymotriches“ Haar.

Dann aber zeigen eine Anzahl von niedrigen wollhaarigen oder ulotrichen Formen eine bedeutende Annäherung an die Weddas und zwar nicht nur in der Körpergrösse, der Capacität des Schädels, dem Bau von Nase und Kiefer, sondern namentlich auch in der Beschaffenheit des Rumpfskelettes, der Lendenwirbelsäule, des Schulterblattes, des Beckens und der Extremitäten. Als solche wären die nun schon öfters erwähnten Andamanesen, die Negritos der Philippinen und etwa die Buschmänner zu nennen.

Dadurch gewinnen wir das bedeutsame Resultat, dass die beiden grossen Völkerfamilien, von denen die eine durch welliges Haar (Weddas, Australier, Dravidier, die übrigen Inder und Europäer), die andern durch wolliges (Andamanesen, Negritos, Buschmänner, afrikanische Neger und Melanesier) ausgezeichnet sind, in ihren tiefsten Formen, was den Bau des Skelettes anbelangt, zusammenneigen und einer gemeinsamen Wurzel zustreben.

Ob wir für die straffhaarigen, mongoloiden Formen ebenfalls eine eigene, in ihrer anatomischen Höhe etwa auf Wedda-Stufe stehende Wurzel anzunehmen haben, oder ob sie sich irgendwo von den wellighaarigen abgezweigt haben, lässt sich beim gegenwärtigen Stand der Kenntnisse nicht entscheiden.

Zunächst ist genug erreicht, wenn wir die cymotrichen und die ulotrichen Stämme gegen einen gemeinsamen Ausgangspunkt zusammenlaufen sehen.

Wir bemerken hiebei, dass wir bei der Beurteilung von Verwandtschaftsverhältnissen uns durch die Menge der zusammenstimmenden Merkmale leiten lassen und dabei auf die besprochenen Charaktere des Schädels, des Rumpf- und Extremitätenskelettes grösseres Gewicht legen, als auf die blose Form der Schädelkapsel und

des Gesichtsschädels, indem wir Grund haben, zu glauben, dass sowohl Dolicho- und Brachycephalie, als Kepto- und Chamäprosopie in verschiedenen Varietäten getrennt entstanden und sich erblich fixirt haben. Es sind dies daher unserer Ansicht nach Eigenschaften, welche nähere Verwandtschaft wohl anzeigen können, aber nicht notwendig müssen.

Die gemeinsame Urform, aus welcher der ganze Baum der Menschheit entsprossen, ist uns zur Stunde unbekannt. Formen wie Weddas und Andamanesen dürften ihr nahe stehen, ohne sie selber zu repräsentiren.

Von den höchsten anthropoiden Affen trennt auch diese niedersten lebenden Menschenstämme noch eine weite Kluft, wenn auch ihre Annäherung an dieselben unverkennbar ist.

Da kaum anzunehmen ist, dass unter den heute noch lebenden Menschenformen anatomisch merklich tiefere als die in diesem Vortrage geschilderten, sich werden finden lassen, so wird es der Paläontologie vorbehalten bleiben, die weiteren Bindeglieder dem Schoosse der Erde zu entheben, und es dürfte unserer Ansicht nach am ehesten das geologisch so unbekannte tropische Asien sein, in welchem diese einst könnten gefunden werden.

Anmerkung: Für alles Nähere verweisen wir auf das im Erscheinen begriffene Werk: „Die Weddas von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften“ in:

P. und F. Sarasin, Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon, Bd. 3, Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Basel](#)

Jahr/Year: 1895

Band/Volume: [10_1895](#)

Autor(en)/Author(s): Sarasin Fritz (Friedrich Karl)

Artikel/Article: [Die Weddas von Ceylon 216-239](#)